





Nr. 121

(2. Beilage.)

Dienstag, den 26. Mai.

1903

Die Blüte des Bagno.

Roman von Corion und Emile Gautier.

Fortsetzung.

„Weiß der Himmel! Das macht Spaß, so ein paar tausend Kilometer von der Heimath einen Gefährten zu treffen, und dann muß ich Euch auch einen wirklichen Kerl vorstellen — Gaston Rozen.“ Dann zu Rozen gewendet: „Der Genosse Henry Dulac, ein Mitbruder. Ihr werdet Euch gut miteinander vertragen.“

Dulac und Rozen reichten sich die Hände.

„Doch“, fuhr Macaron fort, „man kann sich nicht auf dem Trottoir begucken . . . wenn wir in ein Café eintreten würden?“

Nicht weit von ihnen lag ein Café mit glänzend erleuchteten Erfern. Sie traten dort ein. Bastien machte Dulac mit ihren Erlebnissen bekannt. Er erzählte ihm den Aufstand der Sträflinge, ihre Flucht aus dem Bagno und die Gefahren, die sie seitdem überstanden.

Während Macaron sehr feurig ihre Abenteuer aufzählte, beobachtete Rozen den neuen Bekannten. Er schien den Charakter dieses Mannes ergründen zu wollen. Sein Blick war lebhaft und voll Intelligenz, doch fühlte man, trotz der anscheinenden Stärke, daß man es mit einem Unentschlossenen, einem leicht zu führenden Menschen zu thun habe. Die Unterhaltung entwickelte sich, und nach und nach begannen beiderseitige Gesinnungen und Vertraulichkeiten. Von beiden Seiten wurden die Zukunftspläne enthüllt.

Rozen ergriff bereit das Wort; seine warme und überzeugende Stimme nahm die Hörer gefangen. Er machte aus seiner Jugend einen für sich vortheilhaften Roman und zeigte sich darin als unschuldig Beurtheilten, der einen Menschen, einen Mitbruder retten wollte.

Und Dulac hörte vertrauensvoll und ganz bewegt dies Märchen an, das schon so treffliche Wirkung in Cayenne auf Elena gehabt. Auch Macaron hörte aufmerksam zu, ebenfalls von der musikalischen Stimme Rozens eingewiegt. Dann erzählte Rozen ihnen von seinem Traum: die bezähmte Gesellschaft; Reichthum, Macht in den Händen einiger Genossen, die ihm folgen würden.

Er sprach weiterschweifig und zeigte, daß, wenn die Anfänge des Werkes schwierig sein müßten, das Glück und der Ruhm schließlich die Anstrengungen der Verbündeten krönen würden. Dank ihnen würde die besser gewordene Gesellschaft eine neue Aera herausblühen sehen.

Keine Armen mehr, keine Elenden! Freie Männer, die für sich selbst arbeiten, nicht mehr für die schlimme Bande der heutigen Finanzwelt.

Dulac hörte ihm zu, ganz hingerissen von den Utopien, mit denen Rozen seine Gewinn gier, seine erschreckende Herrschsucht maskierte.

„Ach“, rief er in sichtbarer Bewegung, als Gaston geendet „wie schade, daß Sokolow nicht hier ist . . . er würde Ihnen um den Hals fallen. Mit einem Menschen wie Sie würde man eine Welt wieder aufbauen!“

„Sokolow“, versetzte Rozen, „Sie wissen, wo Sokolow ist?“

„Er war hier, knapp fünf's zwei Monate.“

„Seine Hilfe wäre uns unentbehrlich“, fuhr Gaston fort. „Das Genie dieses Apostels der geheiligten Sache würde uns

(Nachdruck verboten.)

über die Anfangsschwierigkeiten triumphiren helfen. Er muß einer der Unsern sein . . .“

„Gegenwärtig“, erwiderte Dulac, „ist er mit einem halben Duzend Gefährten nach Chaco, unweit von Formosa, gereist, um ein Arkadien zu gründen, ein Land, wo es weder Herren noch Diener geben würde.“

Rozen lächelte. Ja, er kannte darin diesen Sokolow, den edelmüthigen und begeisterten Mann, der für den Triumph seiner Ideen, die absolute Gleichheit unter der Menschheit, jedes Opfer bringen würde. Er erinnerte sich, daß der Gelehrte auf chemischen Wege Geld herzustellen versuchte, und seine Untersuchungen über das Argentaurum hatten ihn besonders interessiert.

Er mußte um jeden Preis diesen Mächtigen für sich gewinnen. Sein Entschluß war war sofort gefaßt.

„Ich werde Sokolow auffuchen und ihn hierher bringen!“ Dann fragte er Dulac: „Warum sind Sie ihm nicht gefolgt?“

„Als er davon fuhr, war ich krank und bin übrigens noch nicht ganz wiederhergestellt.“

„Gut, so werden Sie hier bleiben und uns erwarten. Von morgen ab, will ich mich für die Abreise nach dem Chaco rüsten.“

„Das ist leicht — in diesen Tagen geht wieder ein Trupp von Diamantuchern dorthin ab. Sie suchen nach entschlossenen Leuten, die sie nach den Coroades-Gebieten begleiten wollen.“

„In das brasilianische Parana? Ich glaube daß es nur in dem Matto-Grosso Diamanten gäbe, im Norden Paraguays.“

„Es wurden auf dem Coroades einige Minen entdeckt. Die dortigen Diamanten sind unbedeutender als die Paragnays, doch kann die Zutageförderung immer noch Nutzen einbringen, freilich unter großen Gefahren. Die Leute, von denen ich Ihnen spreche, könnten Sie bis nach Corrientes führen. Dort würden Sie auf dem Wege nach Chaco sein.“

„Abgemacht“, sagte Rozen „morgen treffen wir unsere Vorbereitungen.“

„Beim Teufel“, sagte sich Bastien, in Träumereien versunken, „Diamanten! Ich bin dabei.“

Die drei Männer verließen das Caffeehaus. Dulac bot den beiden neuen Freunden Gastfreundschaft an, und anderen Tages schlossen sich Gaston und Macaron der kleinen Truppe von Diamantuchern an. Der Anführer derselben stammte aus Paraguay. Rozen konnte, dank seiner ausgezeichneten Kenntniß der Sprache, von ihm die Einwilligung zu gemeinsamer Abreise erhalten.

„Caballero“, sagte er zu ihm, „mein Genosse und ich sind wetterhart und entschlossen, energisch und zu allem fähig. Wir werden Euch eine werthvolle Hilfe sein.“

Die Bedingungen wurden rasch abgemacht und beiderseits war man zufrieden. Rozen und Bastien hüteten sich wohl, Dulac von ihrer Absicht, die Minen aufzusuchen, in Kenntniß zu setzen. Wenn er dort hingehen wollte, so hatte Rozen dafür keinen eigenen Plan, von dem er den Gefährten Sokolows nichts wissen lassen wollte. Für Dulac hatten die beiden Männer nur die Absicht, nach Corrientes hinüberzukommen; dort würden sie sich anschicken, bis Chaco, wo Sokolow sein mußte, zu gelangen.

Ohne Zwischenfall kamen die beiden aus dem Bagno Entsprungenen bei der Mine an. Um sich bei ihren Reisegefährten schnell gut aufzuschreiben, machten sie sich mit Eifer an die Diamantenjuche.

Rozen konstruirte sehr geschickt eine Reihe von Sieben, auf denen sich die stets wieder überpülte Erde von dem Gestein löste. Nach seiner freilich nicht ganz gründlichen Methode, war die Beute rascher gewonnen als mit dem sonst üblichen Verfahren. Die Minenleute waren von den beiden neuen Rekruten entzückt.

Gaston hatte sich besonders mit einem unter ihnen angefreundet, einem Franzosen, der viel plauderte, und er war glücklich, einen Menschen gefunden zu haben, der sich für seine Geschichte interessirte. Obwohl ihn alle Kameraden nur unter dem Namen Pierre kannten, hieß er in Wirklichkeit Saint-Magloire und hatte das Recht, den Barontitel zu tragen. Er trug stets in einem ängstlich behüteten, dicken Lederportefeuille die Familienurkunden mit sich.

Durch die Revolution ruiniert, hatte sein Großvater den Nachkommen nur diese vergilbten Papiere hinterlassen. Eine hübsche Sache, sich Baron de Saint-Magloire nennen zu lassen wenn man kein Vermögen hat. Nachdem er sich so ziemlich in jedem Beruf versucht hatte, war der Vater Pierres nach Venezuela ausgewandert, wo er eine Creolin heirathete. Bei einer der häufigen Krisen, welche die kleinen südamerikanischen Republiken durchzumachen hatten, wurde er getödtet, und seine Wittwe tröstete sich durch die Heirath mit einem peruvianischen General, der sich eines schönen Tages mit dem gesammten von ihrem ersten Gatten hinterlassenen Vermögen aus dem Staube machte; sie starb darüber vor Gram, und der etwa zwanzigjährige Pierre verließ die ungastliche Erde, die Pergamente als einziges Erbtheil.

„Und so“, schloß Pierre, „ist der Baron von Saint-Magloire, der in der Pariser Gesellschaft eine Rolle spielen müßte nur ein einfacher Minenarbeiter! Doch jetzt leuchtet mir das Glück! Ich hege die Hoffnung, reich zu werden in diesen Minen und zwar in wenigen Jahren. Dann werde ich nach dem schönen Frankreich fahren und in Paris die Stellung einnehmen, auf die ich nach meiner Geburt ein Recht habe. Ich habe zwar keine Verwandten mehr, das ist wahr, aber ich werde eine neue Familie gründen! Ich bitte Sie nur um eines mein Freund, das ist — aus bloßer Eitelkeit, aber ich halte daran — daß niemand außer Ihnen erfährt, wer ich eigentlich bin.“

„Niemand — seien Sie beruhigt“, erwiderte, Rozen.

Anfangs hatte er diese Geschichte mit liebenswürdiger Gleichgültigkeit angehört. Aber je mehr der wortreiche Mann sprach, um so mehr überlegte er.

Seit langem hatte seine Familie Paris verlassen. Dieser Mann war allein auf der Welt! Wenn er verschwinden und ein anderer seine Pergamente nehmen würde — wer könnte dem das Recht abstreiten, den Namen Saint-Magloire zu tragen? —

Und mit der Entscheidungsschnelle, die ein Characteristicum dieser kühnen Natur war, nahm sich Gaston vor, von diesem Zufall zu profitiren. Die Minengefährten kannten den Ursprung Pierres nicht; er hatte ihm vertraut, daß keiner der Genossen davon etwas wisse. Pierre hatte ihm auch den Grund dafür gesagt:

„Sie verstehen, daß ich befürchte, daß man mir meine Papiere stiehlt; bei Ihnen, einem Landsmanne, habe ich keine Angst. Auch gibt es Sympathien, die sich wie von selbst knüpfen. Seitdem ich Sie gesehen, hege ich Freundschaft für Sie; Sie haben mein ganzes Vertrauen.“

Wie ausgezeichnet wählte der Franzose seine Vertrauensleute.

Eines schönen Abends besuchte Rozen Pierre in seiner Hütte. Dieser träumte mit offenen Augen von dem großartigen Pariser Leben, er sah sich schon als Baron von Saint-Magloire gefeiert und im Zuge, eine reiche Erbin heimzuführen. Ach, sie würde genügend Diamanten haben, die Baronin von Saint-Magloire! Als er Rozen eintreten sah, erhob er sich kaum.

„Sie sind's, mein theurer Freund. . . Sie unterbrechen meinen Traum. . . Macht nichts, ich werde ihn später fortsetzen. Und da Sie so liebenswürdig waren mich zu besuchen, gestatten Sie mir, Ihnen ein Glas Brantwein anubieten.“

Er erhob sich, um eine Flasche und zwei Becherchen auf ein Brett in der Hüttenede zu stellen.

„Er ist gut, mein — — —“

Keine Zeit blieb ihm zum Vollenenden. Ein Messerstich zwischen die Schultern streckte ihn nieder. Er stieß keine Klage aus.

Gaston öffnete, ohne einen Augenblick zu verlieren, die Tasche des Unglücklichen und bemächtigte sich der Brieftasche, welche

die Familienpapiere enthielt. . . In seinen Augen leuchtete es freudig auf, ein teuflisches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Von jetzt an ist der Sträfling Rozen ganz und gar gewesen“, flüsterte er. „Hier ist mein Geburtszeugniß. Es lebe der Baron von Saint-Magloire!“

Er warf einen Blick auf die Leiche.

„Armer Kerl“, sagte er, doch rasch verfloß das Mitleid. „Ach was, er wird trotzdem zufrieden sein. . . Der Baron wird in der Welt die schönste Rolle spielen.“

Vorsichtig machte er sich auf die Suchenach-Bastien. Er fand ihn unweit der Haupthütte am Boden liegen.

„Gefällt's Dir, das Minenleben?“ fragte er den Gefährten.

„Nicht die Bohne! Man muß zu sehr schuften um der Schnippelchen willen.“

„Ganz Deiner Meinung, mein Vester. Halte Dich bereit. Noch heute machen wir uns auf den Weg zu Sokolow.“

14. Capitel.

Rozen und Macaron hatten eine mühselige, gefährvolle Wanderung hinter sich, als sie endlich in die Nähe von Thoca gelangten. Eine Zeit lang waren sie sogar von den Tobas-Indianern gefangen gehalten worden. — In einer europäischen Ansiedelung fanden sie freundliche Aufnahme. Sie wurden nicht einmal über ihr Herkommen ausgefragt. Es waren schulplose Weiße, und so erhielten sie Gastfreundschaft, ohne daß man sich um ihre privaten Angelegenheiten kümmerte.

So angenehm der Aufenthalt in der Ansiedelung war — Rozen wollte ihn doch nicht zu sehr verlängern. Er wollte mit Sokolow zusammentreffen und nicht noch mehr kostbare Zeit verlieren. Er stellte seinen Gastgebern einige Fragen; doch sobald er von Sokolow gesprochen, suchten sie die Achseln.

„Ein Narr“ sagten sie, „ein guter Kerl, der unweit von hier eine neue Gesellschaft gründen will — ohne Diener, ohne Herren! — Das war natürlich nichts von Dauer. Am Ende des ersten Monats, da es keinen Herrn und also auch keine Disciplin gab, wollte jeder kommandiren. Uneinigkeit brach unter den Genossen Sokolows aus, sie kamen ins Handgemenge, es gab Tödtet und Verwundete, bis schließlich alles auseinanderlief und Sokolow floh. Er ist nach Buenos Aires zurückgereist. Wir haben ihn an Bord der „Formosa“ gebracht — das ist unser kleiner Dampfer, der uns mit der argentinischen Hauptstadt in Verbindung hält.“

Sokolow in Buenos Aires! Rozen und Bastien hatten hinfür nur ein Ziel: dorthin zurückzukehren, so schnell wie möglich. Und mit wirklicher Dankbarkeit nahmen sie an Bord der „Formosa“ die angebotene Ueberfahrt an, als einige Tage später das Schiff wieder anlangte, um neue Fracht aufzunehmen.

Bastien war entzückt, dieses Land verlassen zu können. Rozen stand sinnend auf der Brücke des Dampfers, der fluhwärts eilte. Während sein Blick über die Landschaften hinschweifte, grübelte er über seine Pläne nach, über den Bund seines Abenteuerergenieß mit der Weisheit des Russen, über die von dem Baron von Saint-Magloire bezähmte und unterjochte Welt.

Bei ihre Ankunft in Buenos Aires ließen Rozen und Macaron in Eile zu Dulac und setzten ihn rasch von ihren Irrfahrten in Kenntniß, natürlich ohne des Zwischenfalls in den Diamantminen zu erwähnen. Dann verabredeten sie ein Zusammentreffen bei Sokolow, dessen Adresse ihnen Dulac gab.

„Ich werde dort sein“, erklärte dieser, „und ich werde Euch dem Meister vorstellen.“

Sie nahmen Abschied von ihrem Freunde und suchten ein Hotel auf. Bastien war ganz glücklich, in einer Bettstube, wie er sich ausdrückte, zu ruhen, und schlief ohne Sorgen um den folgenden Tag fest ein. Doch der sehr ermüdete Rozen schlief nicht; er überlegte und bereitere seinen Feldzugsplan vor. Er fühlte, daß von seiner Zusammenkunft mit Sokolow die Zukunft für ihn abhing.

„Morgen“, flüsterte er, morgen werde ich den ersten Meilenstein auf dem Wege zum Glück legen!“

Zur von Dulac festgesetzten Stunde läuteten die beiden Abenteuerer am Gitterthor der eleganten Villa, die Sokolow in der Paseo de San-Pablo, inmitten des Industrieviertels von Buenos Aires, bewohnte. Ein Neger führte sie in einen kleinen Salon, wo Dulac alsbald mit ihnen zusammentraf.

„Guten Tag, Gefährten!“ rief er vergnügt, als er Rozen und Macaron sah. „In einer halben Stunde wird unser Freund erscheinen, und wir werden mit ihm nach Herzenslust plaudern können.“

(Fortsetzung folgt.)

Besser in einer Sprache reden, als in mehreren Schwäzen zu können.

Wenn du auch tausend Dinge im Kopf hast, daß, was du im Herzen hast, wirst du doch darüber nicht vergessen.

Man soll immer seine eigene Gesinnung und seine eigene Badewäsche haben.

Die Schönheit ist der Stern, der manchem Weibe zum Untergange leuchtet.

„Die“ Treue, heißt es — sie ist weiblich; der Wankelmüt ist ein Mann.

Man kann einen sehr schönen Schnurrbart haben und dabei doch nichts sein, als ein großes Kind.

Das Geld der Väter ist die Verführung der Söhne.

Künstlerlos.

Märchen aus der Großstadt von J. Bunz.

(Nachdruck verboten.)

Ein milder Augustabend neigte sich seinem Ende zu. Die letzten leuchtenden Strahlen der untergehenden Sonne versinken hinter den hochstodigen Häusern und rauchgeschwärzten Schornsteinen der Millionenstadt. Weithin erschallen die Klänge der Militärmusik, und manch frisches, rosiges Lippenpaar summt leise den Text: „Auf in den Kampf, Torero“, aus Bizet's reizvoller Carmenmusik mit. Jetzt flammt das elektrische Licht hell auf über der dicht gedrängten Menge, die nur schrittweise am Orchester vorbeipassiert; grell trifft sein Schein die eleganten, farbenreichen Sommertoiletten der Modedamen, die schmucken Uniformen der Offiziere, die müden, blasierten Mienen der Lebemänner, und auch ab und zu auf ein ernstes, ideales Gesicht, dem die Musen liebend den Götterfuß auf die Stirn gedrückt haben. Leuchtende Blicke, wett-eifernd mit dem Glitzern der Geschmeide, fliegen blitzschnell hinüber und herüber, manch verstohlener Händedruck wird zaghaft getauscht, und die Bäume wiegen leise ihre grünen Blätter im Abendwinde, erstaunt ob der vielen schwankenden, munteren Menschen, die sich hier ein Rendezvous gegeben haben, — im Ausstellungspark der Weltstadt. —

In einem kleinen Nebensaale des Ausstellungsgebäudes stehen drei junge Künstler im eifrigen Gespräch bei einander; der eine, ein großer Blonder mit fröhlich blitzenden Augen, hat seine Arme um die neben ihm stehenden beiden andern geschlungen.

„Seht, Kinder, es gibt doch noch Glück! Einen solchen Preis für mein Bild! 20.000 Mark! Es ist kein Traum, es ist kein Trug! Jetzt kann ich hinein zu meiner herrlichen Golden und mit ihr einziehen in den Tempel der Minne, den die Welt die Ehe heißt! Oh, wie ich sie liebe, mein mutiges Mädchen, das mich kennen gelehrt der wahren Liebe Glück, der wonnigen Minne Wundermacht! Aber nun kommt, daß wir den Abend fröhlich bei einem Glase Wein beschließen.“

Sie traten hinaus in den Park, und bald darauf ertönte auch der helle Klang der Glocke, der den Schluß der Ausstellung anzeigt und die Menschen zum Verlassen des Gebäudes auffordert. Das elektrische Licht erlischt, und die Räume liegen im tiefsten Dunkel.

Doch hoch, welch Summen und Surren in dem Saale, in dem noch eben die drei Erbenöhne geweilt! Wie das raschelt und rumort, wie das knistert und knarrt, wie mit einem Male Licht leuchten die Farben der Bilder, wie erglänzen und glitzern die Rahmen von Gold! Und die Bilder sind herab von der Wand gestiegen, heraus aus der schützenden Umhüllung. Zwar ist's noch geraume Frist bis zur zwölften Stunde; aber heut sind die Geister frei vor nächtlicher Zeit, hat doch ein wahrhaft Glücklicher hier geweilt, und so bannt sie nicht mehr das eiserne Gebot. —

Die in „roten Plüsch gekleidete Dame“ rauscht majestätisch an dem schlanken, anmutigen „Irrlicht“, — mit den edlen, formvollen Gliedern und dem blühenden Rolorit der Haut, dem Wanderer am Wege zuwinkend — vorbei, leicht ihre malerisch fallende Schleppe zusammenfassend. Verächtlich gleitet ihr Blick über die dürre, zusammengekauerte Gestalt der häßlichen, zerlumpten „Alten“, mit dem widerlich grinsenden Blick und den von Elend und Leidenschaft durchfurchten Zügen hin, die grau in grau, in dem nebligen, nasskalten Novembertage stehend, ihre Streichhölzer feilbietet. Sie schreitet weiter, aber plötzlich stockt ihr Fuß und sie wendet sich, als sie auf die imposante Greisengestalt des blinden, zufriedenen lächelnden Faust trifft, der im Vorgefühl des endlichen Glücks im höchsten Augenblick seines Lebens, tot den Demuren in die Arme sinkt, von dem seitwärts stehenden Mephisto höhnisch betrachtet.

„Was sind die Menschen doch für sonderbare Geschöpfe“, beginnt sie, „und welche Umwege machen sie, um zu Erfolg und Ruhm zu gelangen. Seht, da ist ein Maler am Ende doch einer der Geschicktesten, obgleich, wie ich es ja unter uns sagen kann, sein Talent doch nur ein mittelmäßiges ist. — Sein Vater hatte sich als Stubenmaler redlich ernährt, bis ihm eines Tages die launische Fortuna lächelnd einen größeren Lotteriegewinn in den Schoß warf. Da aber das unversehene Glück die armen Sterblichen meist blind macht, so waren auch nun mit einemmal die hellen Augen des Meisters getrübt, und mit der Arbeit war's vorbei in seinem Hause. Ließ sich doch in behaglicher Ruhe das glänzende Gold besser verwenden. Nur einen Ehrgeiz kannte er noch: die Zukunft seines blonden Georg! Wie hatte er nicht früher im stillen mit Neid auf alle diejenigen geblickt, die gleich ihm malten, aber die Künstler waren von Gottes Gnaden! Solch einer mußte sein Sohn werden! Und da er wirklich einiges Zeichentalent besaß, so kam er bald auf die Kunstschule.“

Eben ist der Weg der Mittelmäßigkeit, und mühelos wäre Georg ein vortrefflicher Handwerker geworden, aber bittere Schwierigkeit bot ihm die Lehre der Kunstlerschaft. Fast wäre er verzagt, wenn ihn nicht die Fähigkeit, schnell und leicht Ähnlichkeiten zu treffen, auf das Gebiet der Portraitmalerei gelenkt hätte! Frauenbildnisse wollte er schaffen, und die mußten ihm Glück bringen, das fühlte er. Und der Zufall kam ihm zu Hilfe. Eines Tages wurde er in einer Gesellschaft dem wohlhabenden Kaufmann Reering vorgestellt, dessen Frau sich lebhaft für die Kunst interessierte. Der junge dunkeläugige Maler machte einen tiefen Eindruck auf die schöne Frau, und sein nächstes Werk war ihr Bild. Fleißig nützte er die Zeit der Sitzungen aus, um sich in der Kunst der blasierten Modedame zu festigen, und die erste Stufe zur Leiter des Ruhmes war erreicht. Hat aber der Fuß erst einmal Halt gefaßt auf der Sprosse, so geht er leicht die Höhe hinan. Die Empfehlungen der Frau Reering verhalfen ihm bald zu weiterer Kundschaft, bis er endlich mich, d. h. die reiche geadelte Bankiersfamilie von Ehrfeld kennen lernte und den Auftrag bekam, die Frau des Hauses zu malen. Das Bild der Gattin eines so angesehenen Mannes mußte aber auch in den weitesten Kreisen bekannt werden, und so gelang es Georg leicht — da er jetzt schon über eine ganz schöne Technik verfügte — an der Hand des Geldfürsten den Sprung über die sonst so spröde Jury in die Ausstellung zu machen. Heute ist er Mode, und es gehört zum guten Ton in der vornehmen Welt, von ihm gemalt zu werden! Und der Genius, der ihm liebend dazu verhalf, der ihm sorglich die dornigen Pfade ebnete, das bin ich, die allmächtige Protektion!“

Stillschweigend hatten die anderen Bilder zugehört und nur hin und wieder durch ein Kopfschütteln oder

nachfolgenden ihren Stuhl an der Reihe zu erkennen gegeben; jetzt löste sich die Alte mit den Streichhölzern los und trat zu der Sprecherin. Das Juden um ihre Lippen wurde noch verächtlicher, als sie anhub:

„Wohl bist du mächtig, und weit reicht dein Einfluß, aber bittend den Rücken beugen und schmeicheln müssen deine Anhänger und sich deinen Launen fügen. Doch frei und selbständig schuf mein Schöpfer, obwohl er einer der Jüngsten unter Euch ist. Als zweiter Sohn einer angesehenen Familie, als Bruder eines berühmten Künstlers, brachte er schon das mit, was sich dein Jünger erst langsam erobern mußte, einen bekannten Namen. Und da ihm Mutter Natur außerdem noch einen goldenen Freibrief mit ins Leben gegeben hatte, daß ihm der Notdurft grämliche Sorgen unbekannte Gefellen blieben, galt ihm, Ruhm zu erringen, das höchste Ziel. Und er ging auf die Suche nach Motiven. Aber alles, was er fand, genügte ihm nicht, alles das hatten sie schon gemalt seit Jahrhunderten, unmöglich schien's ihm, das Alte zu übertreffen. Und doch wollte er Großes leisten, noch nie Dagewesenes schaffen. Und wieder sah er die Bilder der Alten scharf und kritisch an, und da fand er sie plötzlich unwahr und falsch. Hatten sie nicht alle, jene berühmten Männer, nur den Kultus des Schönen, Idealen getrieben? Ließen sie nicht wie ein geschickter Theaterregisseur die verschiedensten Farben spielen, die mannigfachen Positionen einnehmen, um den gewünschten Effekt zu erzielen, um die Situation so darzustellen, wie sie vor ihrem geistigen Auge lebte! Trachteten sie nicht danach, allen ihren Motiven die ästhetische Form zu geben? So idealisierten sie die Wirklichkeit und trugen in die Natur, in das Leben das hinein, was gar nicht darin vorhanden war! Die Vollkommenheit! Für ihre Landschaften suchten sie peinlich nach dem günstigsten Beobachtungspunkt, für ihre Farben die vollsten, sattesten Töne, für ihre Zeit den am stimmungsvollsten sich abhebenden Himmel, für ihre Handlungen den ergreifendsten, wirkungsvollsten Moment, für ihre Menschen die geistige Sonntagskleidung.

Es mußte anders werden! Er wollte es besser machen; er wollte den Eindruck wiedergeben, wie er ihn empfing, und wenn er auch häßlich wäre! Ja, das Häßliche, das war es, was die Alten nicht gekannt hatten! Im freien Lichte des Tages, da gab es ja gar nicht die festen, vollen Linien, die eng umgrenzten Konturen! Da waren schattenhafte Umrisse, aufgelöst und verschwommen. Die Alten hatten ja alle nach feststehenden Regeln gearbeitet, Farbe sich abheben lassen, dunkle Schatten um die Gegenstände gelegt, bloß des Kontrastes halber, um die Schönheit zu erzielen! Nicht die rosige Abenddämmerung, den lichtfatten Mittagshimmel wollte er malen, sondern die graue, bleischwere Regenluft, die feuchten, undurchdringlichen Nebel der Herbsttage, in der die Figuren schemenhaft verschwinden! In die untersten Volksklassen wollte er hinabsteigen und das Leben malen; das Elend und die Not, nicht idealisiert, sondern wahr, brüst wahr, in naturgetreuen Farben! Nicht die Frauen und Männer des Proletariats traktlos und blühend, in ärmlischer aber sauberer Tracht, nein, schmutzige, verhungerte, zerlumpte Betteln und verkommene Vagabunden! Das war das Leben ohne die farbige Brille der Idealisierung! Und so malte er es! Wohl staunte die Menge zuerst kopfschüttelnd ob des Neuen, aber der Plainairist brach sich Bahn, und jubelnd scharte um den mutigen Meister sich mehr und mehr die Menge. Und das ist mein Werk, unter meiner Fahne erkämpft, unter dem Banner der Originalität!“

Und selbstbewußt humpelte die Alte zu ihren Streichhölzern zurück.

Stillschweigen war eingetreten. Da erhob der blinde Faust seine Stimme:

„Stolz klingt deine Rede, und noch stolzer sind deine Jünger! Aber unbeständig ist deine Gunst. Du bist launisch wie ein Weib und veränderlich wie Aprilwetter! Bald werden wieder Neuere, Originellere deine alten Anhänger verdrängen, und wie eine kokette Schöne vergißt du schnell, die dir ehemals gehuldigt! Und auch du wirst bald vergessen werden; denn du mißachtetest das höchste Gebot, daß die Kunst zum Herzen der Menschen sprechen soll, sie erheben, läutern und veredeln, und das wird deine Wahrheit nie! —

(Fortsetzung folgt.)



Eine
hervorragende
Auswahl
in

Knaben - Sweater

alle Grössen
empfehlend
alle Preislagen

**L. Schwenck, Mühlgasse 9,
Wiesbaden.**

Strumpfwaren und Trikotagenhaus. 1096



1858

**Hosenträger,
Portemonnaies**

billigst

A. Letschert.

Faulbrunnenstraße 10.



Um mein grosses Lager in

Tapeten und Linoleum

etwas zu räumen, habe ich die Preise

sehr billig

gestellt und bitte diese Offerte zu berücksichtigen.

Julius Bernstein, Wiesbaden,

Kirchgasse 54, nahe der Langgasse.

1190

Haushaltungskaffee

Pfund-
78
Pfg.

echte holländ. Röstung, belesen, reinschmeckend.

Weitere 8 feinere Sorten à 160, 150, 140, 130, 120
110, 100 und 90 Pfg. 804

**C. F. W. Schwanke, Lebensmittel- und
Weinconsument.**

Schwalbacherstr. 43, gegenüber d. Wehrstr.
Straße. Teleph. 414.

Billige Schuhe!

Von heute bis Pfingsten für Jedermann
auf meine sämtlichen Waaren

10% Rabatt.

Schuhwaarenhaus Fiedler,

9 Mauritiusstraße 9. 2862